

10 ff.), die im Rahmen der Arbeit neu vermessen wurde (Abb. 2). Gegenüber den bislang bekannten Plänen (Abb. 7 und 8), die leider nur sehr schlecht eingescannt worden sind (das betrifft auch die Stammtafel Abb. 9), bedeutet dies einen Fortschritt, auch wenn einige Mauern, die im Plan von MEYER (Abb. 8) eingetragen sind, offenbar nicht wieder aufgefunden wurden. Knapp dargestellt wird auch die Forschungsgeschichte der Burg (S. 13). Mit Rückschlüssen auf die Geschichte der Burg auf der Grundlage des vorgestellten Materials halten sich die Autoren zu Recht zurück, handelt es sich doch um Funde aus dem Hangschutt, bei denen sich die Frage stellt, inwieweit sie für das Fundspektrum der Gesamtanlage repräsentativ sind (S. 40).

Der Großteil der Arbeit besteht aus dem Katalog und einer detaillierten Fundbesprechung, in der jedes Fundstück noch einmal genannt und mit Vergleichsfunden vorgestellt wird. Die Autoren bemühen sich, für alle Scherben Vergleiche aus der Region zu benennen. Nicht immer ergeben sich daraus aber direkte Anhalte für die Datierung, vielfach werden frühere Datierungen einzelner Vergleichsscherben einfach referiert, ohne jedoch deren Voraussetzungen zu reflektieren (z.B. S. 25 zu den gerundeten Deckelrändern Nr. A51-A54). Dadurch bleibt es häufig unklar, wie zuverlässig die angeführten Datierungen tatsächlich sind und auf welchen Grundlagen sie beruhen. Im Falle von Nr. A77 (S. 27) weisen die Autoren selbst darauf hin, daß die zunächst referierte Datierung forschungsgeschichtlich bedingt früh ausfalle. Sie gehen im folgenden darauf aber nicht näher ein, sondern vernachlässigen diese frühe Datierung in die 2. Hälfte des 13. und den Anfang des 14. Jahrhunderts ohne weitere Begründung zugunsten zweier anderer Parallelen aus der Zeit um 1400 bzw. um die Mitte des 15. Jahrhunderts. BADER und WILD kommen daraufhin zum Schluß, daß vorläufig eine genauere Datierung im Zeitraum zwischen der zweiten Hälfte des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nicht möglich sei. Hinzuweisen ist schließlich darauf, daß im Katalog (S. 56) mit der Angabe Ende 14./15. Jahrhundert eine etwas abweichende Zeitstellung angegeben wird. Auch an anderen Stellen ergeben sich Abweichungen zwischen den Datierungsangaben im Text und im Katalog: So wird beispielsweise die Tellerkachel B38 im Text (S. 34) als undatierbar bezeichnet, im Katalog aber dem 14. Jahrhundert zugewiesen. Wie bei schweizerischen Keramikbearbeitungen üblich, steht der formale Vergleich im Vordergrund. Aspekten der Scherbenbeschaffenheit und Herstellungstechnik wird verhältnismäßig wenig Aufmerksamkeit geschenkt, auf eine Differenzierung von Warenarten, wie sie in der südwestdeutschen Forschung üblich ist, wird verzich-

M. Schmaedecke (Bearb.): Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 1998: Ch. Bader/W. Wild, Streufunde von der Burg Neuenstein; M. Schmaedecke, Glasbarren oder Glättsteine?

Archäologie und Museum 37. 120 S. mit 22 Abb. und 30 Taf. Archäologie und Kantonsmuseum Baselland. Liestal 1998. ISBN 3-905069-31-8.

Rainer Schreg

Der Band vereinigt zwei grundverschiedene Arbeiten: Einen Artikel von Christian BADER und Werner WILD über "Streufunde von der Burg Neuenstein" sowie eine Arbeit von Michael SCHMAEDECKE mit dem Titel "Glasbarren oder Glättsteine". Handelt es sich bei ersterem um eine Materialvorlage, so ist SCHMAEDECKEs Arbeit die systematische Aufarbeitung einer kleinen Fundgruppe des hohen Mittelalters.

Der Artikel von Ch. BADER und W. WILD ist ursprünglich als Seminararbeit entstanden. Ausgangspunkt der Arbeit sind Funde, die infolge eines Sturmbruches am Nordabhang der Ruine Neuenstein bei Wahlen im südwestlichen Kanton Baselland (früher Kt. Bern) gemacht werden konnten. Diese Funde werden in Katalog und 26 Tafelabbildungen mit Strichzeichnungen vorgelegt. Das Fundspektrum setzt mit wenigen Stücken in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein und reicht bis ins 15. Jahrhundert. Dabei zeigt sich, daß ein großer Teil des Materials offenbar in die Zeit nach der Zerstörung der Burg 1412 gehört (S. 16 ff.).

Ergänzt und eingeleitet wird die archäologische Materialvorlage und -besprechung durch eine Beschreibung der Topographie und der Burgstelle (S.

tet. Es wird bei der Gebrauchskeramik lediglich zwischen unglasierter und glasierter Geschirrkemik und Lampen (glasiert und unglasiert) unterschieden. Die Ofenkeramik wird gesondert behandelt.

Die Diskussion der Funde, die immer wieder auch auf kulturgeschichtliche Interpretationen verweist, scheint für einen Streufundkomplex unangemessen ausführlich, was aus der Entstehung als Seminararbeit jedoch verständlich ist. Viele Aspekte sind in der mittlerweile erschienenen Arbeit von Christine KELLER (1999) auf einer wesentlich besseren Grundlage behandelt. Da Fundkomplexe des 15. Jahrhunderts bisher noch kaum vorgelegt wurden, ist aber dennoch jede ausführlichere Materialvorlage derartigen Materials höchst willkommen.

Der Beitrag von M. SCHMAEDECKE widmet sich einer Fundgruppe, die in Deutschland erstmals aufgrund einer Arbeit von Thea HAEVERNICK (HAEVERNICK & HABEREY 1963) näher ins Blickfeld geraten ist. Es handelt sich um runde Glaskuchen mit einem Durchmesser von etwa 5 cm, deren Unterseite in der Regel konkav gebildet ist und hier eine Heftnarbe aufweist. SCHMAEDECKE behandelt die Verbreitung, Datierung, Herkunft/Produktionsorte und die Funktion der Glaskuchen. Da ursprünglich geplant war, die Arbeit in Verbindung mit Glasanalysen zu publizieren, nehmen Überlegungen hinsichtlich der Glasanalysen relativ breiten Raum ein (S. 102 ff.; 109 f.). Die bislang bekannten Funde aus der Nordwestschweiz hat er in einem Katalog (S. 110 ff.), die übrigen Vergleichsfunde in einer Liste erfaßt (S. 114 f.), wobei er auf eine Kartierung der Funde verzichtet. Tatsächlich zeigen Neufunde insbesondere aus Frankreich (und eben aus der Schweiz), daß der früher angenommene Schwerpunkt in Skandinavien wohl doch vom Forschungsstand und der dort durch wikingische Grabfunde bestimmten Quellenlage vorge spiegelt wurde. Insofern wäre eine gegenüber der Arbeit von HAEVERNICK aktualisierte Karte durchaus wünschenswert gewesen. Die Datierung stellt SCHMAEDECKE in Abb. 4 graphisch dar. Deutlich zeigt sich der Rückgang entsprechender Funde im 13. Jahrhundert. Jüngere Glaskuchen sind aber ebenfalls bekannt.

Die lange Zeit weitgehend unangefochtene Interpretation der Glaskuchen aufgrund volkskundlicher Beobachtungen im neuzeitlichen Skandinavien als Glättsteine stellt SCHMAEDECKE grundsätzlich in Frage und schlägt stattdessen vor, sie als Glasbarren anzusehen. Das ist nicht grundsätzlich neu und SCHMAEDECKE referiert eine ganze Reihe entsprechender Ansichten (S. 97 f.). Seine Kritik an der bisherigen Interpretation der Glaskuchen als Glättsteine (S. 104 ff.) läßt sich folgendermaßen zusammen-

fassen: Den Analogieschluß von neuzeitlichen gläsernen Glättsteinen hält er aufgrund unterschiedlicher Verbreitungsgebiete und nicht nachgewiesener Kontinuität für nicht stichhaltig. Das Vorkommen von Glaskuchen in wikingerzeitlichen Gräbern zeigt, daß es sich auf jeden Fall um Luxusgüter handele und eine Verwendung als Werkzeuge daher unwahrscheinlich erscheine. Das – unter der Annahme, das Glätten von Stoffen sei Frauenarbeit, stehende – Argument eines gehäuften Vorkommens von Glättsteinen in Frauengräbern kann SCHMAEDECKE schon aufgrund der Fundstatistik zurückweisen, da es sich bei den Funden in Frauengräbern vielfach um die hier nicht zur Debatte stehenden hohlen Glasobjekte handelt, Glasbeigaben in Frauengräbern auch insgesamt deutlich überwiegen und Glaskuchen durchaus auch in Männergräbern anzutreffen sind.

SCHMAEDECKEs Argumente für eine Interpretation als Glasbarren liegen in eher allgemeinen Erwägungen (S. 106), so dem leichteren Transport von Rohglasbarren (im Vergleich zu den Fertigprodukten) und dem geringeren Energiebedarf für das Erhitzen der Glasmasse (im Vergleich zu ihrer Herstellung), wodurch die Betriebe nicht an die großen Waldgebiete gebunden seien. Daß Rohglas verhandelt wurde, läßt sich an archivalischen Quellen belegen. Im archäologischen Fundbestand verweist SCHMAEDECKE auf eine Reihe von Fundorten solcher Glaskuchen, an denen nachweislich auch Glas weiterverarbeitet wurde, wie auch auf Funde aus Glashütten, wo diese Glaskuchen aber auch eingeschmolzen worden sein könnten. Ein weiteres Argument sieht SCHMAEDECKE in der Geschichte der Glasherstellung von römischer Zeit bis ins 13. Jahrhundert (98 ff. u. 107 f.). Er betont die Trennung von Rohglasherstellung und Glasverarbeitung in römischer Zeit und kann zeigen, daß eine solche Trennung auch für das frühe und hohe Mittelalter Geltung haben dürfte. SCHMAEDECKE schließt aus diesen Produktionsstrukturen, daß es Rohglasbarren zum Verhandeln der Glasmasse zwischen Herstellungs- und Verarbeitungsort notwendig gegeben haben müsse. Das 13. Jahrhundert ist für die Geschichte der Glasproduktion von besonderer Bedeutung. Es setzt nun eine schriftliche Überlieferung ein – zuvor werden Glashandwerker, nicht aber die Hütten erwähnt – und mit den Städten entsteht ein neuer Absatzmarkt. Vor allem aber können nun in größerer Zahl die Waldglashütten beobachtet werden. SCHMAEDECKE versucht nun das zeitliche Auslaufen der Glasbarren mit dem Auftreten der Glashütten nördlich der Alpen zu korrelieren. Abb. 6 stellt die Datierungen der in der Nordwestschweiz erfaßten Glaskuchen den urkundlichen Nennungen von Glashütten der Schweiz und des Schwarzwaldes gegenüber. Es zeigt sich hier im wesentlichen ein Nachein-

ander, was eine Ablösung und kausale Zusammenhänge, mithin also ebenfalls eine Funktion als Glasbarren nahelegt. Bei der Frage nach der Herkunft der Rohglasmasse verweist er auf die Möglichkeit eines Importes aus dem Nahen Osten.

Das Ausdünnen der Glaskuchenfunde im 13. Jahrhundert sei offenbar durch die Reduzierung der Handelskontakte mit dem Nahen Osten bedingt. Die aufkommenden Glashütten könnten als Reaktion darauf verstanden werden, oder aber den Import von Glasmasse überflüssig machen. Solches ist grundsätzlich denkbar. SCHMAEDECKEs Argumentation weist aber einige Schwachstellen auf. Die von ihm zitierte Auffassung einer fränkischen Herkunft weist er zurück, denn "dann müsste in jener Zeit dort auch der Schwerpunkt der Verbreitung liegen, was jedoch nicht der Fall ist" (S. 107). Aus dem Nahen Osten, den er als Herkunftsgebiet zu bevorzugen scheint, kann er aber nicht einen vergleichbaren Glaskuchen anführen. Er zitiert dazu lediglich eine Vergleichbarkeit der Glasmasse einiger Glaskuchen mit ägyptischem Glas, obgleich er im vorausgehenden Absatz auf die sehr unterschiedlichen Glasmassen hingewiesen hatte. Auch die chronologische Korrelation zwischen Ende der Glaskuchen und Auftreten der Glashütten ist nicht über jeden Zweifel erhaben. SCHMAEDECKEs Daten zu den Glashütten, die in Abb. 6 eingeflossen sind, beruhen auf archivalischen Quellen, geben mithin einen *Terminus ante quem*. Zudem gibt es zunehmend Hinweise auf einzelne Waldglashütten bereits für das 11./12. Jahrhundert – und das auch für den Schwarzwald (JENISCH 1996). Funde von Glaskuchen in Komplexen, die auch Produktionsnachweise liefern, sind ebenfalls kein sicherer Beleg für eine Funktion als Rohglasbarren, wäre doch auch denkbar, daß hier alte Glättsteine eingeschmolzen werden sollten. Außerdem zeigt eine Reihe neuerer Funde, daß auch nach dem 13. Jahrhundert Glaskuchen verwendet wurden (STEPPUHN 2000).

Keine Beachtung schenkt SCHMAEDECKE den Beobachtungen von Gebrauchsspuren an einigen Glaskuchen, die gut zu einer Verwendung als Glättsteine passen würden (MACQUET 1990), sowie an formidentischen, aber hohlen Glasobjekten. Besser erklärt werden müßte wohl auch das häufige Vorkommen von Glaskuchen in ländlichen Siedlungen, auch dann, wenn dort keinerlei weitere Hinweise auf Glasverarbeitung vorliegen. Abb. 3, in denen die Fundstellen von mittelalterlichen Glaskuchen kategorisiert worden sind, unterscheidet bei den Siedlungen leider nicht zwischen städtischen und ländlichen Siedlungen. SCHMAEDECKE verweist auf die geringeren Platzprobleme bei der Lagerung des Holzes auf die Brandgefahr und die Rauchbelästigung, was dazu ge-

führt haben könnte, bei der Glasproduktion "ländliche Bereiche gegenüber Städten vorzuziehen" (S. 109).

Ausführlich geht SCHMAEDECKE auf den in der bisherigen Forschung betonten Gegensatz von Soda- und Kaliglas ein, das man lange als Hinweis auf eine Produktion südlich bzw. nördlich der Alpen angesehen hat. Von besonderer Bedeutung ist sein Hinweis darauf, daß die Salzpflanze *Salicornia*, aus deren Asche das Soda gewonnen wurde, auch an den nord-europäischen Küsten vorkommt und deren einheimischen Namen mit der Verwendung bei der Glasherstellung in Verbindung stehen. Das Vorkommen von Kaligläsern südlich der Alpen und ergänzend zu SCHMAEDECKEs Argumenten auch der Nachweis von Sodaglasproduktion nördlich der Alpen (z.B. LANG 1991) zeigen, daß die bisherigen Vorstellungen nicht aufrecht zu erhalten sind.

SCHMAEDECKEs Auffassung der Glaskuchen als Rohglasbarren ist ein interessanter Ansatz und bedarf dringend weiterer Absicherung. Das sieht der Autor ebenfalls so, möchte er den Beitrag doch als "Arbeitsbericht" und als vorab erschienenen "Diskussionsbeitrag" verstanden wissen (S. 94). Eine neue Diskussion anzuregen ist ihm gelungen (vgl. STEPPUHN 2000), doch wird man zumindest vorerst gut daran tun, an der Interpretation als Glättsteine festzuhalten.

Die Kantonsarchäologie Baselland will in der Reihe "Archäologie und Museum. Berichte aus Archäologie und Kantonsmuseum Baselland" künftig verstärkt Hefte mit mehreren Beiträgen zur Archäologie des Mittelalters herausbringen. Das vorliegende Heft "Beiträge zur Archäologie des Mittelalters 1998" soll dazu den Anfang bilden. Es ist freilich nicht das erste der Reihe, das sich Themen der Archäologie des Mittelalters widmet. Ob die Zusammenstellung zweier so unterschiedlicher Beiträge zu einem Band im Hinblick auf eine Vermarktung unbedingt glücklich ist, möchte ich hier nur fragen.

Literatur

HAEVERNICK, Th. E. & W. HABEREY (1963) Glättsteine aus Glas. *Jahrb. RGZM 10, 1963, 130-138.*

JENISCH, B. (1996) Eine frühe Glashütte im Hochschwarzwald. *Denkmalpfl. Baden-Württemberg 25, 1996, 258-260.*

KELLER, Ch. (1999) Gefäßkeramik aus Basel. Untersuchungen zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gefäßkeramik aus Basel. *Materialh. Arch. Basel 15.* Basel 1999.

LANG, W. (1991) Zur Produktion farbloser Butzenscheiben während des Spätmittelalters im Nassachtal, Gemeinde Uhingen. *Hohenstaufen/Helfenstein I, 1991*, 19-40.

MACQUET, C. (1990) Les lissoirs de verre, approche technique et bibliographique, note à l'occasion de l'étude des exemplaires découverts à Saint-Denis. *Arch. Médiévale (Paris) 20, 1990*, 319-334.

STEPPUHN, P. (2000) Der mittelalterliche Gniedelstein: Glättglas oder Glasbarren? *Der Glasfreund 14, 2000*, 10-33.

*Rainer Schreg M.A.
Eberhard-Karls-Universität Tübingen
Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie
des Mittelalters
Arbeitsbereich Archäologie des Mittelalters
Schloß Hohentübingen
D - 72070 Tübingen*